



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Neueste Touristenliteratur.

**Baltische Briefe.** — Die vornehmen Touristinnen. — Paris und die Alpenwelt. —  
Kohl und seine dänische Reise.

Im Jahr 1842 erschien zu London in der bekannten Verlagsbuchhandlung John Murray die zweite Auflage eines zweibändigen Werkes, dessen vollständiger Titel lautete: *Lettres from the shores of the baltic, whit twenty et chings*. Die englische Kritik, scharf auffassende Bücher über russische Zustände gewohnt, behandelte diese Briefe mit so eifriger Vornehmheit, daß selbst die wettlaufende Uebersetzungswuth der Deutschen dieselben der Jagd nicht werth erachtete. Da tauchen nun im Jahre 1846 in Leipzig „Baltische Briefe“ auf, welche man beim bloßen Anblick des Titels für ein deutsches Originalwerk halten konnte, da erst die Vorrede uns davon Kunde gibt, daß hier die deutsche Bearbeitung der Schrift einer vornehmen Engländerin vorliege. Es sind die *Lettres from the shores of the baltic*. — Hatte schon die zweite Auflage des englischen Originals den Beweis geliefert, daß die vornehme Geringschätzung der englischen Beurtheiler nicht mit der Meinung des Publicums übereinstimmte, so mußte man nun bei näherer Prüfung des Werks dessen Auffassungsart und Darstellungsweise volle Anerkennung zollen. Ja, man möchte bedauern, daß die Uebersetzer das Buch nicht bereits früher zur Kenntniß des größern Publicums brachten; denn sechs und sieben Jahre — so lange Zeit liegt zwischen der Entstehung dieser Briefe und heute — treiben auch innerhalb der russischen Grenzen nicht andrerungslos am Leben vorüber, bleichen also vorzüglich die Theilnahme an so speziellen Zuständen, wie sie diese Briefe beschäftigen. Die ersten sechs derselben beschreiben uns ziemlich äußerlich einen kurzen Aufenthalt in Dänemark und einen zum Besichtigen der Stadtmerkwürdigkeiten gut angewendeten Besuch in Petersburg. Allein sie geben nichts Neues, nichts Charakteristisches; selbst die Beiträge zur Verschönerungsgeschichte

von 1825 nach mündlichen Mittheilungen tragen wenig zur Aufhellung des offiziellen Dunkels bei, welches über dieser ganzen Angelegenheit ausgebreitet liegt. Derartige Dinge liegen überhaupt außerhalb der Natur der Verfasserin. Dagegen gelingt ihr überall die Zeichnung der vornehmen Bewegung im Familienleben, wie in der Gesellschaft. In der Stadt ist der Gesellschaftssaal, auf dem Lande der Edelhof ihr eigentlicher Bezirk. Ihre Bemerkungen über Ton, Haltung und Wesen der esthnischen Adelswelt zeugen von feiner Beobachtung und vortrefflichem Takt. Aber sowie sie den Salon des Stadthauses oder die weitläufigen Gemächer des langgestreckten Edelhofes verläßt, steht sie nicht mehr auf eigenen Füßen, sieht sie nicht mehr mit eigenen Augen. Ganz so, wie die baltischdeutsche vornehme Welt, immer verhüllend, immer die Uebelstände verdeckend, Altes mit Neuem und Halbwahres mit Unwahrem zu schmucken Gesellschaftserzählungen verwebend, dem flüchtigen Gaste ihre eigne politische Stellung nach Oben und Unten, sowie die Zustände der nationalen Ureinwohner vorführt, damit der Fremde vor der Fülle des Zugebrachten nicht zum Versuche eigner und unabhängiger Beobachtungen komme — gerade eben so kennt sie das bürgerliche Leben Esthlands, das Volk der Esthen, seine Häuslichkeit, seine Verhältnisse zum Grundherrn, seine Nothheit und seine Culturkeime. Sie hat dies Alles nur im Sonntagskleid und bei Sonnenschein gesehen; die wenigen Schattenstriche in ihrem Bilde sind gleichsam nur zur Hebung der Lichter vorhanden. Zum Theil überträgt sich diese Voreingenommenheit für und gegen auch auf die Schilderung der gebildeteren Klassen in Esthland. Vollkommen selbstständig schreitet die Verfasserin erst wieder durch die Petersburger Gesellschaft; und hier sind es vorzüglich die Skizzen aus den englischen Kreisen, welche wir als willkommene Gabe begrüßen. Selten dringt ein Fremder dort ein, noch seltener werden sie zum Gegenstande reisebeschreibender Bücher, während sie doch keineswegs ohne Einfluß auf die gesellschaftlichen Zustände der Czarenresidenz geblieben sind. Um so mehr ist aber zu beklagen, daß sowohl hier, als im frühern baltischen Abschnitte des Buches eine nicht unbedeutende Anzahl, wenn schon beiläufiger, doch eben scharf charakterisirender Bemerkungen vom Uebersetzer unterdrückt wurden. Allerdings wäre dann in Rußland das Buch wahrscheinlich unmöglich worden, aber das Ausland entbehrt ungern z. B. (aus dem 18. Brief) die Notizen über die Stellung Kokebue's zum esthnischen Adel und seines Einflusses auf dessen Jugend im Jahr 1806, unter welcher sich eben damals mehrere der später wichtigsten russischen Staatsmänner befanden.

So echt weiblich, auch in den Fehlern weiblich, die Baltischen Briefe auftreten, so wenig thut dies „Paris und die Alpenwelt“ von Therese. Dies macht das Buch von vorne herein unliebenswürdig; und dabei enthält es von den Dingen, welche sein Titel nennt, durchaus nichts Neues, nicht einmal eine wirklich plastische Schilderung von deren Außerlichkeiten. Ueberhaupt ragen die Tyroler Alpen wie die Thürme von Paris nur ganz beiläufig und verschwommen aus einem Nebelmeer von durcheinander schießenden Einfällen und Gedanken hervor; aber diese Ge-

danken quellen nicht aus der frischen Atmosphäre der Alpenwelt hervor und die Einfälle haben weder die Wohlgefälligkeit, noch die Großartigkeit der Pariser Welt. Das ganze Buch hat weder einen rechten Anfang, noch einen eigentlichen Zeitpunkt, ist gemacht und nicht entstanden, wird darum nirgends interessant, weil überall die Absichtlichkeit hervorblickt und gehört unstreitig zum Unbedeutendsten, was diese Schriftstellerin jemals veröffentlichte.

Von J. G. Kohl, der in sechs Jahren über dreißig Bände veröffentlichte und in diesem Halbsschock doch immer frisch, munter, anmuthig und belehrend blieb, liegen wieder zwei Bände „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ vor. Sie theilen die Vorzüge der frühern Meisterwerke des Verfassers, d. h. sie lesen sich ganz angenehm und man erhält auch hier und da ganz liebliche Anschauungen von den geschilderten Ländern und Menschen; aber man kann sich dennoch bei der Lectüre nicht verhehlen, daß die Menge des aufgehäuften Materials bei etwas sorgfamerer Bearbeitung zu einem Buche von viel bedeutenderem Nachdruck hätte geordnet werden können, ohne daß dasselbe selbst für den flüchtigen Leser an Reiz verloren hätte. Troßdem hat man Unrecht, diesem Schriftsteller einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er bei seinen Reiseschriften die eben tagesläufigen politischen Zustände der Länder nur außerordentlich beiläufig in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Wer so flüchtig, wie Kohl, die Länder durchstreift und seine Fühlfäden dabei dennoch nach allen Seiten des bleibenden Lebens ausstreckt, um ein möglichst gestaltenreiches Bild zu entwerfen, dessen einzelne Partien niemals ausgeführt, sondern immer nur skizzirt sind; ein solcher Beobachter kann diese ewig wechselnden Bewegungen der augenblicklichen Interessen nur höchst ausnahmsweise einmal andeuten, ohne dem Colorit des Ganzen zu schaden. Auch ist die ganze Auffassungsweise Kohls gar nicht darnach angethan, sich von den heitern Höhen des Lebens in dessen düstere Schluchten und Klüfte zu versenken, Ja, der eigenthümliche Reiz seiner Bücher würde darunter leiden, wenn sie schwerer und bedeutamer werden wollten. Nur im oberflächlichen Salontone geht er denn auch in den vorliegenden Bänden über die gegensätzlichen Verhältnisse zwischen deutsch und dänisch hinweg; aber dafür malt er uns Städte und Dörfer, Land und Meer, Alltagsarbeit und Feiertagslust, Königsgräber und Bauernhochzeiten mit den buntesten Farben, immer frisch, munter, anmuthig und auch belehrend, nur eben ohne großartige Auffassungen und ohne streng geschiedene Licht- und Schattenpartien, ganz wie in seinen übrigen Werken über den Osten und Westen, Süden und Norden von Europa. U. B.

## II.

### Aus Berlin.

Die Zeitungen und ihre Principienlosigkeit. — „Eingesandt.“ — Die Spener'sche Zeitung. — Der Gustav-Adolfsverein. — Ein Gleichniß. — Das erwartete Lo-  
leranzedict. — Tactlosigkeiten der freien Gemeinde.

Bei der immer schroffer und deutlicher sich aussprechenden Sonderung der Parteien, die sich in keinem speciellen Falle verleugnet und ebenso  
Grenzboten, IV, 1846. 70

deutlich in den Berathungen des Gustav-Adolfs-Vereines, wie in allen socialen, politischen und Communal-Angelegenheiten hervortritt, war es eine auffallende Erscheinung, daß die Zeitungen Berlins, mit Ausnahme der Staatszeitung, welche ein Organ der Regierung ist, bis jetzt keine bestimmte politische Farbe angenommen hatten, d. h. aber eine bestimmte politische Farbe, soweit sie in den Grenzen der Censurbeschränkung möglich ist. Es mag jetzt zwei Jahre her sein, bald nach den Einschränkungen der Censurfreiheit für die Hartung'sche Zeitung in Königsberg, daß man in Ost- und Westpreußen auf die Voss'sche Zeitung abonnierte, denn diese war damals durch ihre leitenden Artikel ansehend dem Fortschritte am geneigtesten. Jetzt ist der Eifer dieses Blattes etwas gemäßigter und man abonniert auf die Spener'sche Zeitung, weil sie liberaler ist. Beides aber war bis jetzt ein Zufall. Natürlich! Da man heute von diesem, morgen von jenem Correspondenten einen leitenden Artikel, ein „Eingesandt“ an und aufnahm, so mußte ein unverdrauliches, buntes Durcheinander der verschiedensten Parteimeinungen entstehen. Es ward heute angepriesen, was man morgen bekämpfte, und unwillkürlich ward man an Beranger's Ventru erinnert, der, als er aus Paris von den Sitzungen der Kammern zurückkommt, seinen Wählern triumphirend erzählt: „J'ai voté dans un jour dix fois contre et dix fois pour!“ Dies ist sehr belustigend und unparteiisch, aber dem Gange der Zeit und der Interessen, um die man kämpft, in keiner Weise weder angemessen noch förderlich.

Es scheint jedoch, als ob seit einiger Zeit die Spener'sche Zeitung dieses Schwanken als einen Uebelstand begriffen hätte und eine bestimmte Farbe anzunehmen denke. Dafür spricht die Weise, in der sie regelmäßig die Communal-Angelegenheiten und die Verhandlungen der Criminalgerichtssitzungen berichtet; dafür sprach ein Aufsatz des gegenwärtig in Berlin lebenden John Prince Smith über Handelsfreiheit, der von den Ostseeblättern sogleich freudig als ein Zeichen begrüßt wurde, daß die Spener'sche Zeitung sich zu den Mitkämpfern für dies Gut zu zählen gedanke. Dies wäre doppelt nöthig in einem Augenblicke, in welchem die Vorgänge in Krakau die Theilnahme so sehr auf die Handelsbeschränkung gerichtet haben, mit der man von jener Seite bedroht wird.

Indeß eine vollkommen feste Haltung können nur die Zeitungsblätter haben, die der Leitung eines Redacteur en chef anvertraut sind und es wäre zu wünschen, daß dies für die Voss'sche und Spener'sche Zeitung geschähe, um so mehr, als die Staatszeitung und die Zeitungshalle bereits den Vorgang gemacht haben und also eine Consequenz in ihre Blätter zu bringen vermögen, welche jenen Weiden bisher fehlte, so sehr die Spener'sche in der letzten Zeit auch darnach strebte. In diesen Tagen hat diese Zeitung übrigens ein gutes Referat über den Congreß des Gustav-Adolfs-Vereines geliefert, der darum hauptsächlich interessant war, weil er bis zur Evidenz herausstellte, daß ein großer Theil der für Rupp votirenden hauptsächlich das Interesse gänzlicher geistiger Freiheit in Gewissenssachen vertrat, während das eigentliche Interesse am Gustav-Adolfs-Vereine dieser Partei ziemlich fern lag. Wie im sechszehnten Jahr-

hundert, protestirt man auch heute gegen das Umsichgreifen einer Herrschaft, welche sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen die Geister in Fesseln schlagen will. Wir Alle sind Protestanten, gleichviel, ob wir der evangelischen Landeskirche angehören oder nicht, gleichviel, ob uns an der Aufrechterhaltung des Gustav-Adolfs-Vereins gelegen ist oder nicht. Es handelt sich aber für die Meisten von uns nicht mehr um die Aufrechterhaltung Dessen, was man im sechszehnten Jahrhunderte in kirchlichem Sinne den Protestantismus nannte, es handelt sich bei uns entschieden um gänzliche Gewissensfreiheit.

Wohnte jetzt dem kirchlichen Protestantismus noch die leuchtende Wahrheit und innere Nothwendigkeit für unsern Geist ein, so würde er bestehen und stark bleiben auch ohne Gustav-Adolfs-Vereine. Dasjenige, was der Zeit geistig nothwendig ist, wird nie erdödet. Fehlt ihm diese Kraft des selbstständigen Bestehens, fürchtet man, er könne untergehen, so hat er sich in seiner gegenwärtigen Form für unser Bedürfniß überlebt und bedarf einer Regeneration, eines Neuen, das aus der Asche des Alten erwachsen muß. Es gemahnt uns der Gustav-Adolfs-Verein an ein Consilium von Aerzten, Herbeirufen, das Leben eines edeln, an Alterschwäche hinsterbenden Königs zu erhalten, dessen Tod hauptsächlich sein Hofstaat fürchtet, der nicht amtslos werden möchte. Das Volk, so sehr es den Sterbenden ehrt, weiß dennoch, daß die Welt nicht untergeht, weil ein König stirbt. Im Gegentheil, es hofft auf den jungen, starken Sohn des einst so kräftigen Vaters und ruft: „Le roi est mort! Vive le roi!“ — Das Bedürfniß des Menschen nach einem geistigen Ideale, das sich ein erhebendes Bild schuf in dem sich für seinen Glauben opfernden Christus, kann nie aufhören; der Mensch kann nie ohne Ideale bleiben; denn nur durch Dies ist eine wahre sittliche Entwicklung möglich, gleichviel, ob er es in sich oder jenseits der Wolken sucht.

Wenn aber die evangelische Landeskirche, wie sie sich in jener Versammlung des Gustav-Adolfs-Vereins durch einige ihrer Vertreter kundgab, einmal in Folge der Wirksamkeit desselben zu der Macht des Katholicismus käme, so würde man bald einen Verein gegen die Orthodorie der evangelischen Landeskirche stiften müssen, und wir würden sehen, daß die Welt nur den Herrscher gewechselt, nicht die Herrschaft abgeschüttelt habe. Für Den, der frei und ungehindert seinen eignen Weg zur Seligkeit gehen will, ist es ganz gleich, ob katholische oder protestantische Priester ihm die breite, freie Straßen mit engen Säunen verbauen. Wir erkennen jetzt die menschliche Freiheit, die Menschenwürde als ein Priesterthum an, so lange das Individuum sich derselben werth zeigt, und auch die Pfaffen aller Confessionen thun dies, denn sie kämpfen dagegen.

Indeß, weiser als diese hierarchische Beschränktheit, soll die Regierung daran denken, in allernächster Zeit ein Toleranz-Edict zu erlassen und damit den alten Spruch des alten Fritz wieder wahr zu machen, daß in „Preußen Jeder auf seine Façon selig werden könne.“ Es wäre ein schönes Zeichen der Zeit und nur der Name „Toleranz-Edict“ weniger erfreulich als etwa „Gesetz für freie Religionsübung“.

Dabei aber muß man bemerken, daß man den freien Gemeinden

nicht bestimmen könne, wenn sie in der Freiheit, die sie für sich beanspruchen, unschöne Tactlosigkeiten begehen, wie das Absingen ihrer Erbauungsgesänge nach den Melodien bekannter Studentenlieder. Wer frei sein will und sein eigener Gesetzgeber, muß doppelt rein, edel und schön dastehen und nicht selbst Dasjenige durch kindische Nennommisterei entehren, wofür er Achtung von Fremden und Anerkennung von den Behörden fordert. U. M.

## III.

## Aus Wien.

Ambition des bürgerlichen Junkerthums. — High life. — Fallissement und Concourse. — Eine Lücke des Wechselrechts. — Meyerbeer und Potorny. — Ein Wiß von Nestron. — Bäckerklagen.

Unsre Bourgeoisie kennt leider! keinen höheren Ehrgeiz, als sich nach dem Muster des Adels zu bilden, der im Durchschnitt genommen und den ungarischen abgerechnet, durch die politischen Verhältnisse zu einer passiven Consumentenrolle, bestimmt scheint. Der glänzende Schimmer seines bequemen Daseins ist höchst verlockend geworden. Seine tonangebende Stellung in allen jenen Beziehungen, wo es sich um raffinirten Lebensgenuß handelt, wird beneidet, und seine Manier im Kleinlichsten nachgeahmt. Wie der Aristokrat sich kleidet, so muß auch der junge, reiche Bürgersohn gekleidet einherstolzieren! Dessen Pferde, Wagen und Hunde sind für letztere ein Gegenstand des aufmerksamsten Studiums. Er beneidet ihn um die Blicke aus schönen Augen, welche ihm von manchem Fenster zustiegen; er beneidet ihn um die Höflichkeit der Fiakerknechte, welche sich sogleich um einen Grad herunterschraubt, sobald sie bürgerliche Atmosphäre wittert. Er beneidet ihn um die Nonchalance seines Ganges, seines Benehmens, seiner Sitten; er kennt keinen höheren Ehrgeiz, als verkannt, d. h. ebenfalls für einen Cavalier angesehen zu werden. Er eignet sich mit gewissenhafter Angestrengtheit alle Unarten und Grimassen seines Musterbildes an, und wäre ich die Gräfin Ida Hahn-Hahn oder sonst ein aristokratischer Schriftling, so würde ich sagen: die gesuchte Copie läßt den seelenmatten Pinsel nimmermehr verkennen!

Hierbei entsteht nun die Frage: ob jene Manieren in der That gute und feine zu nennen sind, und wie glauben, diese verneinend beantworten zu müssen. Es ist Nichts darin zu entdecken von jener erhabenen brittischen Adelshehheit, die sich ihres Ursprungs in dem Oberhause Altenglands bewußt ist, Nichts von der wenn auch demokratisch gewordenen Eleganz der Franzosen, Nichts von der Ritterlichkeit des polnischen Magnaten, Es ist kein specifisch österreichisches Gewächs, die Frucht übergroßen Reichthums, der nicht mit Schweiß und Mühe erworben wurde, sondern sich fort und fort vererbt, und nicht der Speculation, sondern dem ausgesetztesten Lebensgenusse dient. Der Accent des Sybaritismus ist darin gepaart mit dem des eingefrorensten Dünkels, und bei so bewandten

Umständen thäten unsre jungen Bürger unstreitig besser, sich ein selbstständiges Benehmen anzueignen und lieber auf eigenen Füßen zu stehen, statt sich zu Copisten zweideutiger Originale herzugeben.

Ein Uebel, welches derzeit bei uns im größten Umfange wuchert, ist das der betrügerischen Fallimente. Der Uebergang zu diesem Thema ist an dieser Stelle ganz natürlich. Wo nicht Majorate und Fideicommissse die Unererschöpflichkeit der Quelle beschirmen, da muß sie endlich versiegen, und der letzte in den Brunnen herabgelassene Zieheimer fördert endlich einen trügerischen Conkurs zu Tage.

Es gibt Fälle, wo dergleichen Concursse von dem in's Geheimniß eingeweihten Sachwalter sorgfältig ausgearbeitet werden. Binnen etlichen Wochen ist das Meisterstück fertig; der Sachwalter stiehlt sich zum letzten Male unter dem Schutze der verschwiegenen Nacht über die Treppe; wenige Tage darnach wird der verhängnißvolle Theil des Intelligenzblattes der Wiener Zeitung mit einem Inserate bereichert, welches die betreffenden Gläubiger oft unerseglische Tausende kostet. So rief vor Kurzem ein solcher Held in frevelhaftem Uebermuth: „Ich will den Leuten zeigen, wie man Millionär wird!“

Gegen dieses Uebel gibt es freilich nur ein radicales Hilfsmittel, die Stärke der öffentlichen Moral. Wo diese ein solches Thun mit Entschiedenheit zurückstößt und für alle Folgezeit brandmarkt, wird man sich davor hüten. Nicht so, wenn das Gold zum allbeherrschenden Götzen auf den Thron der Welt erhoben würde, wenn der Betrug für Raffinement gilt, und eine verdorbene, öffentliche Meinung dafür sogar mit nichtswürdigen Sympathien schwanger geht. Glücklicher Weise ist es bei uns noch nicht so weit gekommen. Allein um zu verhüten, daß der Wagen unsers Privaterredits auf dem abschüssigen Abhange schwindlerischer Speculation nicht noch rascher und bedrohlicher niedervolle, müssen gesetzliche Sperrketten angewendet werden. Derzeit soll die Untersuchung über die Motive des Concursanmelders etwas zu oberflächlich gepflogen werden. Nach unserm Dafürhalten sollte sie auf das Strengste genommen werden. Zeigte sich nur eine entfernte Spur, auf betrügerische Absichten hindeutend, so sollte unverzüglich das criminelle Verfahren eintreten. Ja es wäre vielleicht rathlich, noch einen Schritt weiter zu gehen. Mit der Anmeldung des Concurses könnte und sollte vielleicht augenblicklich eine Suspension der persönlichen Freiheit verbunden werden können. Es gibt derzeit bloß eine doppelte Art gerichtlichen Arrests. Der Schuldner kann Vorichtshalber verhaftet werden, damit er sich nicht durch die Flucht dem weiteren Verfahren entziehe. Er kann aber auch executiv verhaftet und festgehalten werden, und dies ist der sogenannte Personalarrest. Meldet er jedoch zur rechten Zeit den Conkurs an, so wird er einer Menge von Rechtswohlthaten mit einem Schlage theilhaftig, und zugleich bleibt ihm bei dem Beginne der Untersuchung seine Freiheit unbenommen. Hier scheint der Punkt zu liegen, wo unsere Gesetzgebung sich allzumild erweist. Wir gehören bestimmt zur Zahl Derjenigen, welche die Freiheit des Individuums in den seltensten Fällen angetastet wissen wollen. Wir verhehlen nicht, daß wir manchen Scrupel gegen die Be-

stimmungen unsers Strafgesetzbuchs auf dem Herzen tragen. Namentlich sind wir nicht gut zu sprechen auf die unbestimmten Termine, welche der Inquisit ad majorem exactitudinis gloriam im Gefängnisse zubringen muß, so daß er oft zwei bittere Prüfungsjahre durchleben muß, um zuletzt ein Unschuldszeugniß und eine mehr oder minder zerstörte Existenz davon zu tragen. Allein mit diesen Fällen findet sich unser Begehren in keiner Analogie. Indem Jemand Concurs anmeldet, erklärt er im Angesichte aller Welt, seine Verbindlichkeiten nicht weiter erfüllen zu können, und die richterliche Behörde übernimmt nunmehr die Schlichtung des zwischen ihm und seinen Gläubigern schwebenden Streithandels. Für das Interesse der allgemeinen Gerechtigkeit ist es zunächst von Wichtigkeit, zu ergünden, ob er in Folge unverschuldeter Unglücksfälle so gehandelt, aus Leichtsinne oder aus betrügerischer Absicht. Es wäre demnach unverweilt von Amtswegen eine criminelle Untersuchung anzuordnen. Dem Gläubiger dürfte es ferner nicht unversehrt werden zu größerer Wirksamkeit und während der Dauer derselben, den Personalarrest gegen ihn zu verlängern. Der ausgedehnten Rechtswohlthaten, welche der Concurs gewährt, werde der Schuldner erst dann theilhaftig, wenn es sich unzweideutig herausstellt, daß er sie verdient. Um einem Uebel, welches hier so allgemein zu wuchern beginnt, vorzubeugen, ist es jedenfalls rathlicher, nicht so sehr auf die Subtilitäten der Theorie zu sehen, als vielmehr ein praktisch heilsames Auskunftsmittel vorzuschlagen. Von Verletzung der Menschenwürde, von Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit kann überhaupt nicht die Rede sein, wofern der Gläubiger verhalten wird, dem Schuldner und etwa auch seiner Familie eine gewisse Alimantation darzureichen, und um so mehr, als ein solcher Detentionsarrest keine entehrende Eigenschaft besitzt. Doch genug hiervon! Verlassen wir das unangenehme Thema! Sprechen wir von etwas Anderem!

Im Theater a. d. Wien wird bereits gehämmert, genagelt, geschneidert, probirt — Meyerbeer ist eingetroffen, und die Lind wird singen auf den Brettern des Herrn Pokorny, und Meyerbeer wird sein Feldlager in Schlessien dirigiren! Der Taumel ist allgemein, die Erwartung riesengroß. — Herr Pokorny steht bei Waterloo, er muß seine Feinde mit Hülfe des Meyerbeer'schen Taktstöckes und der Lind'schen Triller gewaltig auf das Haupt schlagen, er muß einnehmen gewaltige Summen, um das Feld zu behaupten, widrigenfalls der kühne Karl von der Leopoldstadt gegen ihn das Feld behaupten dürfte. Ohnedies wird stark von einer Ueberrahme sämmtlicher Vorstadt Bühnen durch diesen Nährvater der Staberliaden gesprochen. Der gute Geschmack weiß nicht, wie er sich dabei zu nehmen hat, ob er damit aus dem Regen in die Traufe, oder aus der Traufe in den Regen gerathen wird.

Je näher der Carneval heranrückt, desto ungünstiger gestalten sich seine Aspecten. Es wird denn doch gar zu theuer! Das Brod erscheint im Diminutiv seiner frühern Größe. Der hochkomische Nestroy erschien vor Kurzem mit drei sogenannten Kaiserfemmeln, statt Busenhemdknöpfchen, auf der Bühne; er sagte, so gebiete es die neueste Mode und man hieße das — Szapfaknöpfchen. Diese verwegene Anspielung auf

des gestrengen Herrn Bürgermeister's unantastbaren Namen (der übrigens ein Mann von großem Verdienste ist), verlegte Nestroy in die Nothwendigkeit, 24 Stunden lang im Polizeihause über die Grenzen des erlaubten Wises nachzudenken. Bekanntlich sind dies sigmaringensche, hechingensche, reußische, lichtensteinische, d. h. sehr schmale Grenzen. Bei alledem herrscht Wehklagen unter den Bäckern! Sie behaupten, bei den jetzigen Sätzen nicht bestehen zu können. Dies gilt aber umgekehrt auch von den ärmeren Klassen des Publicums. Wir wollen sehen, wer bei dieser Wettfahrt des Zugrundegehens den Preis davon tragen wird. Nach dem Dafürhalten der competentesten Beurtheiler liegt das Uebel in der Speculation, die sich leider! mit Wuth auf das Getreide geworfen hat. So sehr wir nun im Allgemeinen gegen Ausfuhrverbote eingenommen sind, so glauben wir doch in ihnen das einzige erschöpfende Mittel gegen das eben so tief als weit wurzelnde Uebel zu erkennen. Warum stiftet man nicht ferner Vereine, wie sie auswärts in Massen bestehen, die Mehl im Großen ankaufen, und in kleinen Rationen an die armen Leute um den Einkaufspreis ablassen? Warum fordert die Wiener Journalistik das Publicum nicht auf zur Gründung so löblicher Vereine? Bittert man etwa Communismus dahinter? Oder will man den sogenannten Grüblern und Fragern nicht zu nahe treten? Oder sollte in der That bisher auch diese gemeinnützige Idee verfallen sein? Ein Lebenszeichen in dieser Frage wäre sehr erwünscht.

o — o

## II.

## N o t i z e n .

Deutsche Bundesymbole. — Arbeiterwohnungen in London.

— Der Frankfurter Bundestag hat beschlossen, auf die neuen Gesetze der Bundesfestungen Ulm und Rastadt den alten deutschen Reichsadler als Emblem des deutschen Bundes prägen zu lassen. Zur Unterscheidung von dem österreichischen Wappen wird dieser Reichsadler ohne Krone, Scepter, Schwert und Reichsapfel dargestellt werden. Der zweiköpfige Adler ist allerdings mehr als je das Symbol des jetzigen, von Wien und Berlin aus redigirten Deutschlands. Doch wäre es, da man einmal Veränderungen an dem alten Reichsvogel anbrachte, nicht recht sinnig gewesen, wenn man den beiden Köpfen des Adlers eine Richtung gegeben hätte, statt sie, wie bisher, jeden nach einer andern Seite blicken zu lassen? Hat schon früher, als diese Köpfe mit einer Krone bedeckt waren und also äußerlich unter einem Hute steckten, jeder Kopf seinem eignen Sinn gefolgt, so müßte man jetzt, wo die Krone abgeschafft ist, um so mehr durch eine gleiche Richtung der Köpfe das äußere Symbol der Einheit herstellen, damit die Feinde Deutschlands nicht sagen: Seht die zwei Köpfe, die sich im deutschen Reichswappen von einander abwenden! Der eine ist der constitutionelle Kopf, der andere der absolute; der eine ist der Freihandelskopf, der andere der Schutzollsuchende; der eine ist der katholische

lische, der andere der protestantische u. s. w. Oesterreich mag immerhin zwei Köpfe behalten — hat es doch von jeher nur mit dem einen nach Deutschland und mit dem andern auf seine Hausmacht gesehen. Auch Rußland braucht zwei Köpfe, um mit dem einen auf sein blutiges Hochzeitsbett am Kaukasus, mit dem andern auf das große Leichentuch Polens hinzusehen; um mit dem einen lästern und beutespähend auf seinen Einfluß in dem türkisch-griechischen Orient hinzuschielen und mit dem andern an seinen Einfluß in dem christlich-germanischen Occident sich zu weiden; Rußland könnte, wie die griechische Hydra, mit noch weit mehr Köpfen abgebildet werden. Aber der deutsche Bund, der sich von Frankreich abwendet, der sich von Amerika abwendet, der im Orient nichts mehr sucht, der nirgends erobern kann und nur conserviren und abermals conserviren will: was bedeutet dieses rechts und links Schauen seiner beiden Köpfe? Ist es Besorgniß, die nach allen Seiten späht? Ist es ein Symbol, daß der eine den Rhein, der andere die Donau bewacht? Aber auch dann wäre es besser, wenn beide Köpfe, statt nach auswärts hin, nach der Mitte blickten, und im Innern Deutschlands die Allianzen suchten und die Beseitigung aller äußern Gefahren durch die Kräftigung des Nationalgefühls und des Volksbewußtseins erzielten. Ein freies Deutschland, ausgerüstet mit Institutionen, die jedes Herz erheben — ist die beste Abwehr gegen alle revolutionaire Propaganda und panslavistische Unterjochungsgelüste. Sollte es kein Mittel geben, dies durch das neu adoptirte Bundeswappen ausdrücken zu können?

— Zu den großen Bauten, die in London behufs der Verschönerung und Verbesserung der Sanität ausgeführt werden, hat sich ein neuer Bauplan gestellt. Es ist die Rede davon, sämtliche Stadttheile, die jetzt von der arbeitenden Klasse bewohnt werden, umzubauen. Um diese großartige Arbeit beginnen zu können, ist es natürlicherweise vor Allem nothwendig, den betreffenden Einwohnern anderswo provisorische Wohnungen zu verschaffen. Nun aber sind bekanntlich alle Theile der Stadt und der Vorstädte überfüllt. Man ist daher auf folgendes Aushülfsmittel gerathen. In einem Umkreise von drei bis vier englischen Meilen werden rings um London auf allen Punkten, die von Eisenbahnen durchzogen sind, provisorische Dörfer angelegt werden. Die Eisenbahngesellschaften werden mit der Construction dieser Dörfer betraut werden, in welchen die in dem bisherigen alten und ungesunden Stadttheile wohnende Arbeiterbevölkerung so lange Wohnungen findet, bis der Umbau der letztern vollendet ist. Die Eisenbahngesellschaften werden ferner durch Extrazüge diese Arbeiter jeden Morgen in die Stadt und jeden Abend nach ihren provisorischen Wohnungen bringen und die Transportkosten werden in den Miethzins eingerechnet. Ist dies nicht grade so, wie bei uns in Deutschland?